

# Scheinheilige Konvention

Von Bernadette Conrad

Die österreichische Schriftstellerin Lilian Faschinger nutzt die Techniken des Kriminalromans, um die Abgründe der Liebe und der Provinz schonungslos auszuleuchten.



Lilian Faschinger. Foto: Marko Lipuš

Dass es anders kommt, als man dachte, ist das, was man von einem guten Krimi erwarten darf. Und in einem viel grundsätzlicheren Sinne – auf mehr als die spannende Handlung bezogen – ist es das, was man von einem guten Buch erwartet: dass es einen überrascht, mit Originalität am besten, einer irgendwie eigenen, aufregenden Stimme.

Lilian Faschinger weiß diese Erwartung zu wecken, indem sie ihren neuen Roman in scharfen Schnitten und verknappter Sprache eröffnet – mit dem Telefonat zwischen einer alten Frau, die ihrer Enkelin Sissi vom plötzlichen Unfalltod ihres Sohnes, also Sissis Vater, erzählt. „Caspar lag am Fuß der Treppe, zusammengekrümmt wie ein Embryo. Wie ein Schlafender. Ganz friedlich. Ich habe sofort gesehen, dass er tot ist, sagte der Forstehilfe. Er hat zuerst den

ren nicht nur auftreten, sondern sich gleich selbst porträtieren.

Es sind Typen: die Großmutter als autoritäre Statthalterin der Konvention, von welcher schon Sohn und Schwiegertochter, nun auch die Enkelin, immer wieder unverblümt verächtliche Abwertung zu spüren bekommen; ein Ehemann, der sich meist in den Schlaf rettet; eine Dorfbevölkerung, die gierig auf alles ist, was sich außerhalb der scheinheilig hochgehaltenen Konvention abspielt; und ein aus der Versenkung auftauchender Arzt namens Stefan, der gerade im rechten Moment die Szene betritt, als nämlich das Gewitter heftig wird und der Blitz in den Spaten einschlägt. Dass für den Roman weniger Stefan als medizinischer Nothelfer eine Rolle spielt, sondern viel wesentlicher der Umstand, dass Sissi nun mit dem Mann wieder in

ne komplizierte Ausgangslage für das sich nun anbahnende Liebespiel zwischen Sissi und Stefan. Es ist dieses „Dreiecksverhältnis“, wie Sissi es für sich nennt, das sie dazu bringt, ohne Stefans Wissen für ein paar Tage auf die Insel Procida in Italien zu reisen, auf der Regina während einer Ferienreise mit Stefan ins Wasser sprang und nie zurückkehrte. Und es ist hier, wo der Roman zum Krimi wird – und seine Spannung allein auf die Handlungsebene verlagert.

Mordlustig geht es in Lilian Faschingers Romanen öfter zu. Auch Manipulation und subtile Demütigungen spielen immer wieder eine Rolle – wie nun auch hier, wo sich für Sissi das Bild radikal ändert, das sie von der verstorbenen Freundin hat, und sie Einblick in diese Ehe erhält, die in Wirklichkeit genau das Gegenteil vom offiziell kolportierten

die Krimihandlung kommt nur durch reichlich unwahrscheinliche „Zufälle“ voran: Ein Zimmermädchen auf Procida etwa hat einen USB-Stick mit Reginas Tagebuch, den sie Sissi übergibt, als sie erfährt, dass die beiden betrauert waren. . .

Man wird den Verdacht nicht los, dass auch Sissis Beruf der Gerichtsmedizinerin nur gewählt ist, um ihr an einer Schlüsselstelle des Romans Zugriff zur Auflösung zu gewähren. Natürlich arbeiten die Krimis immer so, müssen für ein passgenaues Handlungsarrangement sorgen. Aber wenn Figuren einzig auftauchen, um einen Handlungsstrang zu befördern, wenn die wundersamen Zufälle in einem Maße überhand nehmen, dass man ihnen nicht mehr glauben mag – dann wünscht man sich, Lilian Faschinger hätte ihr Talent zu Typi-

## Bücher in Kürze

### Kürzestporträts

(u. s.) Selbst diese kurze Geschichte der österreichischen Literatur braucht knapp 600 Seiten, dabei hält sich Wynfried Krieglleder erst gar nicht mit der leidigen Frage auf, was die österreichische Literatur nun genau von der deutschen unterscheidet. Auch die Frage der personellen Zugehörigkeit löst Krieglleder pragmatisch: Wer längere Zeit in den österreichischen Literaturbetrieb eingebunden war, wird berücksichtigt – Ödön von Horváth fällt unter den Tisch, Rilke und Kafka werden diskutiert.

Die Entscheidung, wieviel Platz den jeweiligen Autoren gewährt wird, muss der Literaturhistoriker subjektiv lösen. Krieglleder gibt dem breiten Überblick den Vorzug vor der exemplarischen Fallstudie: Stifter wird auf drei Seiten abgehandelt, Thomas Bernhard bekommt immerhin sechs Seiten zugewiesen. Der hilfreiche Ehrgeiz, seine Geschichte der Literatur bis 2010 zu erzählen, führt so zu einer Aneinanderreihung von Kürzestporträts, die das Kompendium zum veritablen Nachschlagewerk machen, die ästhetische Wertung aber bleibt auf der Strecke. Wer Auskunft sucht, wird sie hier dennoch verlässlich finden.

Wynfried Krieglleder  
Eine kurze Geschichte der  
Literatur in Österreich  
Praesens Verlag, Wien 2011,  
589 Seiten, 28,50 Euro.